



Leseprobe

Nir Baram

Gute Leute

Roman

Übersetzt aus dem Hebräischen von Markus Lemke

ISBN (Buch): 978-3-446-23969-2

ISBN (E-Book): 978-3-446-24060-5

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-446-23969-2>

sowie im Buchhandel.

Menschen begegnen Menschen. Die meisten Geschichten gehen so. Und bis einer nicht seinen letzten Atemzug getan hat, ist das Urteil der Einsamkeit nicht endgültig. Man sieht die Welt vor Menschen aus allen Nähten platzen und lässt sich verführen zu glauben, mit Leichtigkeit werde man die eigene Einsamkeit vertreiben können. Was soll daran so schwer sein? Ein Mensch tritt zu einem anderen, beide begeistern sie sich für die »Götterdämmerung« oder für die letzte Inszenierung von Hauptmann, beide haben sie Aktien von »Thompson Broken-Heart Solutions« erworben (»Das Herz ist die Epidemie des 20. Jahrhunderts«) – und schon ist ein Bund geschlossen. Fürwahr, eine schöne Illusion, die dem Staat, der Gesellschaft und dem Markt höchst nützlich ist. Denn ihretwegen kaufen auch die einsamsten Seelen Anzüge, Aktien und Automobile, werfen sich für einen Ball in Schale.

Durch das Fenster sah er sie in der Pelzjacke, die sie auch trug, als sie dieses Haus das letzte Mal verlassen hatte. Nicht aus freien Stücken hatte sie es verlassen, schließlich hielt die Welt draußen nichts für sie parat. Aber sie hatten nicht mehr das Geld, sie noch weiter zu beschäftigen. Hatten sie entlassen und ihr die weiße Pelzjacke geschenkt, die inzwischen reichlich grau geworden war. Abschied ist immer Gelegenheit für einen Neuanfang: Vielleicht passiert einem etwas Gutes, vielleicht findet sich eine andere Arbeitsstelle, vielleicht wird der Firnis der Einsamkeit rissig.

Mit kleinen Schritten kam sie näher – ein wenig zugenommen hatte sie, die Frau Stein – Schritten, die zu sagen schienen, »Nicht hersehen, hier gibt es nichts zu sehen«. Das nannte man wohl Ironie der Geschichte: Die Ereignisse der letzten Zeit in Berlin hatten Juden wie ihr gute Gründe geliefert, im Schatten Zuflucht zu suchen.

Seine Augen begutachteten die unbedeckten Teile ihres Körpers:

Das flache Gesicht, gerötet von dem kalten Wind, der grazile Hals, dessen Anmut immer schon in groteskem Widerspruch zu ihrem gedrungenen Körper gestanden hatte, wie ein Kern von Schönheit, die unter anderen Lebensumständen hätte erblühen können. Ihre Einsamkeit war vollkommen, das war klar. Er hatte keinen Zweifel, dass sie, außer bei Besorgungen und Einkäufen, in den letzten Jahren kaum mit Menschen gesprochen hatte.

Ein Wagen hielt neben ihr. Zwei Männer saßen vorne. Sie sah nicht zu ihnen hin, aber aus jeder Faser ihres Körpers sprach das Wissen um ihre Existenz. Mit einer hastigen Bewegung strich sie sich eine graue Locke aus der Stirn und schritt langsam hinter eine steinerne Umfriedung. Thomas folgte dem Wagen mit den Augen, bis er unter anderen Fahrzeugen auf der Straße verschwunden war. Einen Augenblick später tauchte Frau Stein wieder auf und es schien ihm, als hätte sie sein Gesicht im Fenster bereits bemerkt.

Wie sehr hatte seine Mutter ihren Weggang bedauert. Frau Stein hatte zur Familie gehört, hatte die Leerstellen ausgefüllt – die der Schwester, die seine Mutter nicht hatte, zum Beispiel –, bis sie die scheinbar Unentbehrliche eines Tages doch entließen. Letzten Endes, als die Rente, die seine Mutter erhielt, unter der Inflation spärlich geriet und die Existenz in Gefahr stand, war Blut dicker als Tinte und die Anstellung damit beendet gewesen.

Ein Klopfen an der Tür. »Guten Tag, Frau Stein«, sagte Thomas. Sie nickte kurz und ihr strenger Blick fegte ihn zur Seite. Für eine Sekunde begegneten sich ihre Augen: Die Jahre hatten der Animosität zwischen ihnen nichts anhaben können.

Für einen Moment empfand er Genugtuung über ihre Schmach als Jüdin, die in Zeitungen, im Gesetzbuch und auf Schildern festgeschrieben war. Von nahem gewahrte er auch deren Spuren: Im Gesicht von Frau Stein hatte sich eine gequälte Gehetztheit eingegraben. Die Seele, genau wie der niedergedrückte Körper, erwartete den nächsten Schlag. Mit jedem Winkel der Wohnung vertraut, eilte sie den schummrigen Korridor hinunter und verschwand im Schlafzimmer ihrer Herrin. Er stand noch einige Zeit erstarrt an der Tür und eilte ihr dann nach. Sie hatte etwas vor, soviel war klar.

Bis er sie eingeholt hatte, hatte sie bereits Gelegenheit gefunden, ihre Jacke in den Schrank zu hängen und auf dem Bett seiner Mutter Platz zu nehmen. Deren Augen drückten keinerlei Erstaunen aus, als die Frau, die sie seit mehr als acht Jahren nicht mehr gesehen hatte, sich über sie beugte und fragte, ob sie etwas brauche. Seine Mutter verneinte. Frau Stein fragte, ob sie gut versorgt werde, und seine Mutter flüsterte ein »Ja«, das recht eigentlich ein »Nein« war. Frau Stein ergriff ihre Hand und murmelte wieder und wieder ihren Namen: Marlene, Marlene.

Thomas stellte sich vor, wie sie ganz Berlin durchquert hatte, um ihre ehemalige Dienstherrin auf dem Krankenbett zu sehen. Noch etwas abgehetzt erzählte sie gerade seiner Mutter: »Heute Morgen habe ich zufällig Herrn Stuckart getroffen. Er drehte den Kopf zur Seite, als hätte er mich nicht gesehen. Ich sagte mir, in Ordnung, schließlich bin ich es ja schon gewohnt, auf alte Bekannte zu stoßen, die winken und sich dann eiligst davonmachen, ja manchmal auch so tun, als hätten sie mich gar nicht gesehen. Aber an dem Verhalten von Herrn Stuckart war etwas Sonderbares. Ich blieb neben ihm stehen und fragte: ›Mein Herr, gibt es etwas, das Sie mir sagen möchten?‹ Beim Namen nannte ich ihn nicht, er hätte also immer behaupten können, er kenne mich nicht. Er schlug die Augen nieder und sagte: ›Frau Heiselberg ist sehr krank.‹«

Seine Mutter flüsterte etwas, das nicht bis zu Thomas drang, der an der Tür stehen geblieben war, und Frau Stein nickte verständnisvoll. Thomas betrachtete sie voller Abscheu: All das war ihm nur zu vertraut. Die unzähligen Morgen, an denen die beiden einander inniglich zugetan im Schlafzimmer gegessen hatten und Geheimnisse austauschten. Und jeder, der sich ihnen näherte, musste sich als Eindringling fühlen. Jetzt ordnete Frau Stein die Kissen unter dem Kopf seiner Mutter, strich ihr über das Haar, beugte sich dann hinab und vergrub ihr Gesicht an ihrer Brust. »Marlene, wie konnte es so weit kommen ...«, flüsterte sie. »Wie?«

Mit welcher Leichtigkeit die beiden Frauen den Abstand überwand, der sich in den letzten acht Jahren zwischen ihnen gebildet hatte. Als wäre ein Vorhang beiseite gezogen und eine alt vertraute

Kulisse enthüllt worden: Da waren sie wieder, eine verträumte Herrin, die oft fernab der Welt zu leben schien, und eine Hausdame, die ihre beste Freundin geworden war und langsam aber stetig ihre Pflichten übernommen hatte. Jetzt schien es, als lehnten sie sich dagegen auf, dass ihnen nur noch so wenig Zeit geblieben war, als trauerten sie um die vergangenen Jahre und jede Stunde, die verrann.

Thomas ging zurück in den geräumigen Salon. Auf Geheiß seiner Mutter waren die schweren Samtvorhänge stets zugezogen. Er knipste eine Stehleuchte an, die neben einem mit Daunenkissen bedeckten Sofa stand, und ließ seinen Blick über die Kunstgegenstände wandern – ein Auguste Rodin, der Arc de Triomphe in Porzellan, ein kleiner vergoldeter Buddha, das Geschenk eines Gelehrten, den seine Mutter als junge Frau getroffen und unter dessen Einfluss sie damals begonnen hatte, sich für fernöstliche Religionen zu interessieren. Über der Buddhastatue stand ein Bildnis von Ernst Jünger auf dem Bord, versehen mit einer Widmung, »Für Marlene, deren Neugierde so wundervoll ist«. Künstliche Pflanzen umgaben den gewölbten Kamin, der mit Delfter Fayencen verziert war. Immer schon hatte ihm die Einrichtung dieses Salons missfallen, dieser Eklektizismus, der den weiten geistigen Horizont der Hausherrin illustrieren sollte.

Er beschloss, das Geschehen im Schlafzimmer zu ignorieren, setzte sich an seinen Schreibtisch und nahm letzte Korrekturen an der Rede vor, die er am Abend bei einem Treffen mit den Direktoren von Daimler-Benz halten würde. Im Laufe des Abends sollten diese Herren begreifen, dass die Milton-Group die Antwort auf alle ihre geheimsten Wünsche darstellte. Wie schade, dass die kleine Frau Stein nicht jene Zeitungsmeldungen kannte, in denen sein Name zuletzt erwähnt worden war (aus irgendeinem unerfindlichen Grunde lasen seine Bekannten niemals am richtigen Tage die richtige Seite in der richtigen Zeitung), und somit nichts von seinen Erfolgen wusste.

Zu der Zeit, als sein Vater und dessen Kollegen gegen ihre Entlassung demonstrierend durch die Straßen Berlins marschierten, hatte er für seine eigene Karriere einen höchst eigenwilligen Plan gefasst. Eines Tages, etwa zwei Jahre nach Beendigung seines Studiums, hatte er in der Zeitung gelesen, die Milton-Group für Marktfor-

schung plane, eine Dependence in Deutschland zu eröffnen. An diesem amerikanischen Unternehmen, das Niederlassungen auf der ganzen Welt unterhielt, aber nur eine einzige in Europa – und zwar in England –, hatte sich seine Phantasie bereits während seines Studiums entzündet. Damals hatte er sich mit einem amerikanischen Studenten der Volkswirtschaft angefreundet, und dieser hatte ihm von der Milton-Group und ihren fortschrittlichen Marktforschungsstudien erzählt, die den Europäern um wenigstens ein Jahrzehnt voraus seien. Dies war einer der wenigen Lichtblicke während seines Studiums an der Universität Berlin gewesen. Die meiste Zeit war ihm sein Philosophie-Studium, das er auf Drängen der Mutter ergriffen hatte, als reine Zeitverschwendung erschienen, und in dem Augenblick, in dem er sein Magisterzeugnis in den Händen hielt, hatte er sich auf Nimmerwiedersehen empfohlen.

Im Winter 1926 war er als Dreiundzwanzigjähriger nach London gefahren, um sich mit einem Amerikaner namens Jack Fisk zu treffen, dem damaligen Direktor der Europaabteilung der Milton-Group für Marktforschung. Wochenlang hatte er – zusammen mit einem amerikanischen Lehrer, den er engagiert hatte – an den englischen Sätzen gefeilt, mit denen er sich dort vorstellen wollte. Hatte schließlich auf dem gepolsterten Ledersessel im geräumigen Büro des Direktors Platz genommen, dessen von Falten zerfurchtes Gesicht und mächtiger Schnauzbart ziemlich einschüchternd wirkten, und neugierig die riesige Weltkarte in den Farben Blau, Rot und Weiß betrachtet, auf der Fähnchen die zahlreichen Niederlassungen von Milton markierten. Beim Anblick dieser prahlerischen Karte verstand er, dass er recht gehabt hatte, eine etwas grobschlächtige und vereinfachende Form der Selbstpräsentation zu wählen, die bei deutschen Direktoren mit ziemlicher Sicherheit auf Ablehnung gestoßen wäre, hier jedoch vermutlich angebracht war.

Jack Fisk beäugte ihn misstrauisch, als könnte er nicht begreifen, woher dieser junge Berliner in seinem geckenhaften Anzug mit einem Mal aufgetaucht war, ein himmelblaues Tuch um den Hals gebunden und eine Nelke im Revers. Thomas schlug seine langen Beine übereinander, bot dem Amerikaner von seinem vorzüglichen

holländischen Tabak an, entzündete sich eine Pfeife, fragte leutselig, woher die Anregung für den an ein Piratenschiff erinnernden Arbeitstisch stamme, und begann: »Mein lieber Mister Fisk, ich habe von Ihrem Plan gelesen, in Bälde eine neue Milton-Niederlassung auf dem alten Kontinent zu eröffnen, und zwar bei uns zu Hause, in Berlin. Zunächst erlauben Sie mir, Sie im Namen aller Berliner zu beglückwünschen. Sicher haben Sie als versierter Marktforscher Ihre Chancen auf dem europäischen Markt bereits sondiert. Seien wir ehrlich: Miltons Schritte in Europa sind noch ein wenig wacklig, ja, mit Bedauern lässt sich sagen, dass Sie noch nicht recht auf dem Kontinent angekommen sind. In Berlin wird es zweifellos auch nicht ganz einfach werden. Woher ich das weiß? Nun, das ist ganz einfach. Jede Gemeinschaft hat ihren besonderen Kanon von Anlagen, und die Marktforschungsparameter, die auf die Amerikaner angewendet wurden, könnten sich als ungeeignet erweisen, um uns, die Deutschen, zu charakterisieren. Aus gewissen Quellen habe ich erfahren, dass Sie sich bei Ihren Treffen mit deutschen Firmen der Forschungsmethoden Miltons rühmen und deren Wissenschaftlichkeit herausstellen. Die einzige Wissenschaft aber, die hier funktioniert, ist die der Nationalseele der Deutschen, und da wollen Sie, mein verehrter Herr, mit Ihren Dollars auftauchen und die Deutschen lehren, wie sie ihr Geld verprassen sollen? Verehrtester, Sie verstehen das Deutschtum nicht. Doch da sind Sie nicht der erste und auch nicht der letzte. Das Deutschtum ist schwer zu verstehen. Manche sind überzeugt, unsere Tradition, unsere Forschung, Kunst und Philosophie hätten hier ein faszinierendes Mosaik an Phänotypen erzeugt. Bedauerlicherweise jedoch ist die deutsche Seele viel einfacher beschaffen. Allerdings ist hier von einer Simplizität die Rede, zu der man erst nach einigem Entwirren Zugang erlangt. Verstehen muss man, zum Beispiel, was das deutsche Bildungsbürgertum ist. Auch wenn der letzte Zug in einem Schachspiel stets einfach erscheint, so hat ihm doch intensive Planungsarbeit vorauszugehen.«

»Gerade in jüngster Vergangenheit hat Milton erhebliche Anstrengungen unternommen, sich mit dem deutschen Markt vertraut zu machen«, meinte Fisk und machte es sich mit einem Stirnrunzeln

in seinem Sessel bequem. Thomas hatte den Eindruck, dass ihm das Treffen nachgerade Vergnügen bereitere und dass er ihn provozierte, um ihn auf die Probe zu stellen.

»Bei allem Respekt, Verehrtester, aber ich fürchte, dass es für Sie als Amerikaner nicht so leicht ist, den deutschen Menschen zu verstehen. Haben Sie schon einmal Ernst Jünger gelesen? Gewiss nicht. Ein enger Freund meiner Familie. Und kennen Sie Pauly? Die Sehnsucht nach hellem Schein ist tief in unserer Seele angelegt. Kennen Sie das Attribut ›völkisch‹? Das ist im Grunde genommen eine Definition des deutschen Wesens, die keine Entsprechung in anderen Sprachen hat. Und Naumanns Theorie über den Staat als ›Großgewerk‹ zum Wohle des Volkes kennen Sie? Mithin, mein Herr, gestehen Sie mir zumindest zu, dass Sie nur sehr eingeschränkt als Experte für den deutschen Menschen zu bezeichnen sind...

Wären Sie vor ein paar Jahren durch Berlin gelaufen, hätten Sie das wahre Wesen Deutschlands studieren können! Hätten sehen können, wie angeblich rational denkende Menschen auf eine absurde Stabilisierungsmethode verfallen sind und einfach so lange Geld gedruckt haben, bis ihre Währung nicht einmal mehr eine Muschel am Strand wert war. Das ist die deutsche Logik: Sich alles verdrängend in die Katastrophe zu stürzen. Wobei es nicht unserem Naturell entspricht, auch nur einen Augenblick eher innezuhalten.

Der deutsche Mensch ist aus unendlich vielen unterschiedlichen Komponenten zusammengesetzt. Sie werden sagen, dass das für alle Menschen gilt, was zutreffen mag, aber das Mischungsverhältnis der deutschen Eigenschaften, etwa die Dosierung der Sentimentalität darin, ist einzigartig und einmalig. Ich nun strebe nach einer Formel, mit deren Hilfe wir den deutschen Markt erobern werden. Sie mögen sich fragen, ob ich über eine solche bereits verfüge? Und ich sage Ihnen, so ist es, die meiste Zeit meines Lebens habe ich darauf verwandt, den deutschen Menschen zu erforschen. Mithin, Verehrtester, sollten Sie Geschäfte in Deutschland machen wollen, schlage ich Ihnen vor, dass wir kooperieren.«

Jack Fisk war beeindruckt. »Junger Mann, Sie verstehen das Me-



tier zwar noch nicht ganz, aber Sie haben Talent und Ihre Eloquenz ist geradezu beängstigend.«

Als Fisk dann seine Zelte in London abgebrochen und nach Berlin gegangen war, hatte er Thomas erst zu seinem Assistenten und nach einem Jahr zum Leiter einer neuen Ein-Mann-Abteilung mit der Bezeichnung »Deutsche Kaufpsychologie« gemacht. Thomas glaubte, für diese Aufgabe geboren zu sein. Schon in jungen Jahren hatte er begriffen, dass sein größtes Talent darin bestand, Menschen zu verführen, ihm ein Produkt abzukaufen, die richtigen Saiten in einer Käuferseele anzuschlagen.

Von da an hatte er die Dinge mit Umsicht vorangetrieben. Hatte überzeugende Argumente vorgelegt, Tabellen, die seine neuen Ideen beinhalteten, hatte seinen Charme zum Einsatz gebracht und war vom Direktor der Gesellschaft zum Berater der Marktforschung für die Woolworth-Kette ernannt worden, einem der ersten Kunden von Milton-Berlin. Im Unternehmen waren Bedenken laut geworden, die Deutschen würden einer amerikanischen Kaufhauskette kein Vertrauen schenken.

»Aus Umfragen, die Milton in mehreren Großstädten durchgeführt hat, geht hervor, dass die Deutschen kaum glauben werden, diese Produkte seien tatsächlich ihr Geld wert«, verkündete Frau Günther, die zwar den Titel einer »stellvertretenden Leiterin der Marktforschung Deutschland« trug, deren tatsächliche Aufgabe aber darin bestand, neue Kunden für Milton zu akquirieren. Sie war eine gedrungene Blondine, die ihren Mann im großen Krieg verloren und ihre beiden Kinder allein großgezogen hatte und den Bedenken des deutschen Verbrauchers in Thomas' Augen übermäßigen Stellenwert beimaß. Frau Günther war ihm ein Ärgernis, das er plante, bald aus dem Weg zu räumen – natürlich nur beruflich gesprochen. Eine besonders kunstvolle List würde hier wohl nicht erforderlich sein. Fürs erste schlug sie, groteskerweise, vor, die Preise anzuheben, um mehr zu verkaufen.

Worauf Thomas sich erhob und sagte, »Erstens sehe ich mich genötigt, Frau Günther zu widersprechen: Amerika fasziniert die Deutschen geradezu. Und zweitens schlage ich vor, dass Woolworth den

Markt vom Himmel aus erstürmt. Ich erinnere mich noch, wie alle hier aus dem Häuschen gerieten, als das Flugzeug ›Persik‹ an den Himmel sprühte. Und dabei ging es nur um Waschpulver. Eine riesige Kette wie Woolworth muss den Himmel über Berlin für einen ganzen Monat kaufen.«

»Wir werden jede andere Marke verdrängen«, verkündete er. »Ein Berliner, der die Augen zum Himmel hebt, darf nichts anderes sehen als Spruchbanner, Leuchtwerbung, Flugzeugkondensstreifen und, wenn es sein muss, Vögel, auf denen ›Woolworth‹ steht. Wir werden jeden Zeppelin chartern, jedes Flugzeug, alles, was sich an den Himmel bringen lässt. Und wenn die Konkurrenz doch noch irgendeine fliegende Kiste auftreibt, dann schießen wir die von mir aus ab.«

Aus Büchern und Filmen, die Thomas gelesen und gesehen hatte, war er zu dem Schluss gekommen, dass die Amerikaner eine Schwäche für solche markigen Sätze hatten, die eine abenteuerliche Idee und den siegreichen Knockout des Gegners entwickelten: Wir machen A und zeigen es ihnen, dann machen wir sie mit B fertig, und schließlich machen wir C, so dass sie bankrott gehen werden. Je skrupelloser eine Idee, desto überzeugter waren sie, dass »dieser Mann ein Kerl nach unserem Herzen« ist. Sie sollten glauben, ihr Mann sei bereit, Dresden niederzubrennen, um einen Teekessel zu verkaufen.

»Zufällig bin ich mit den Gesellschaftern von ›Paul Wenzel‹ bekannt«, sagte Thomas.

»Die, die sich das Patent für das Flugzeug gesichert haben, bei dem man die Werbebanner austauschen kann?«

»Genau«, bestätigte er, »wirklich phantastische Jungs, und sie haben noch eine Menge Patente mehr. Ich schlage vor, dass Woolworth ihnen dieses Patent abkauft.«

»Brauchen wir denn wirklich ein Flugzeug, das zwanzig wechselnde Werbebanner bei jedem Flug zeigen kann?«, wandte ein Vertreter von Woolworth ein.

»Wie ich schon erklärt habe ...«, sagte Thomas und strahlte vor väterlicher Herzlichkeit. »Wir werden nicht ohne Sinn und Verstand

loslegen, sondern werden in der ersten Phase Produkt und Preis bewerben und erst in der zweiten die Unternehmenskette.«

»Das klingt interessant, könnten Sie uns denn ein Treffen mit den Leuten von ›Paul Wenzel‹ arrangieren?«, fragten die Woolworthleute.

»Gewiss«, erwiderte Thomas aufgeräumt, »wir sind enge Freunde.«

Sein Aufstieg bei Milton geriet furios, nur wenigen Angestellten der Firma war es gelungen, zu Teilhabern zu werden, und erst recht nicht in so kurzer Zeit. Und das Treffen an diesem Abend mit Daimler-Benz, auf das er den ganzen letzten Monat hingearbeitet hatte, sollte der passende Abschluss eines sehr guten Jahres werden. Seit der Fusion der Daimler-Motoren-Gesellschaft mit der Benz & Cie. hatte Thomas davon geträumt, für ihren neuen Wagen zu arbeiten. Aber die Schlussätze seines Vortrags gefielen ihm noch nicht, waren nicht überzeugend. Ganz offensichtlich hatte ihn das gedämpfte Flüstern aus dem Schlafzimmer seiner Mutter gestört, das jetzt verstummte.

Schwere Schritte waren zu hören. Er erhob sich, aber erneut war Frau Stein schneller gewesen und an ihm vorbeigeeilt – ihre Schuhe hatten eine feine Schmutzspur hinterlassen. Diesmal war sie ins Bad gegangen. Vielleicht wollte sie seiner Mutter einen kalten Umschlag machen.

»Frau Stein, immer noch die alten Hausrezepte?«, spöttelte er im Stillen. Dabei hätte er gerne zu ihr gesagt: »Frau Stein, wissen Sie schon, dass ich die Abteilung ›Deutsche Kaufpsychologie‹ bei Milton leite? Und Teilhaber dieser Firma bin? Dann möchten Sie sicher von meinem gewaltigen Vorankommen in den letzten Jahren hören.«

Frau Stein kam mit ein paar Handtüchern im Arm auf ihn zu. Ihr Kleid lag eng am Körper, ihr Bauch wölbte sich vor. Als ihre Blicke sich begegneten, sah er in ihren Augen nicht nur die Erschütterung über die Schwere der Erkrankung ihrer Herrin, sondern auch eine stumme Anklage. Zunächst sah er sie erstaunt an, als könnte er nicht glauben, dass sie es tatsächlich wagte, eine Anschuldigung,

und sei es auch nur in Gedanken, gegen ihn zu erheben. Sie aber verlangte ihre Augen zu zwei Schlitzen und hielt seinem Blick stand.

Frau Stein verfügte über die wundervolle Gabe, die Geschehnisse zu einer stimmigen Geschichte zu organisieren, an die sie beharrlich glaubte; »Männer gegen Frauen« war eines ihrer liebsten Deutungsmuster. Daher hatte der Verrat seiner Mutter ihr einen solchen Schock bereitet. Als das Thema einer Kündigung aufgekommen war, hatte seine Mutter ihn gebeten, sich an den Kosten zu beteiligen, um Frau Stein weiter zu halten, doch er hatte sich mit der Behauptung geweigert, sein Gehalt als Angestellter bei Milton sei zu gering. »Und außerdem, Mutter, Frau Stein arbeitet seit über zwanzig Jahren hier, man muss Menschen auch loslassen können ...«

Ende 1930 hatte Frau Stein ihr Haus verlassen und die Mutter in seine Obhut gegeben, um sie jetzt, acht Jahre später, auf dem Sterbelager wiederzufinden. Sicher war sie überzeugt, dass, wäre sie hier geblieben, es der Mutter besser ergangen wäre. Trotzdem schien sie noch immer das Bedürfnis zu verspüren, die Frau in Schutz zu nehmen, die sie vor die Tür gesetzt hatte. Vielleicht verfügte diese Frau Stein ja wirklich über ein seltenes Maß an Loyalität, oder vielleicht weigerte sie sich auch einfach nur, von liebgewonnenen Gewohnheiten zu lassen.

»Frau Stein«, rief er und setzte ein zwangloses Lächeln auf. »Haben Sie schon gehört, dass ich zum geschäftsführenden Teilhaber bei Milton ernannt worden bin und zum Leiter der Abteilung ›Deutsche Kaufpsychologie‹, inklusive der Niederlassungen in Paris, Warschau und Rom? Diese Filialen sind meine Erfindung. Und jetzt haben diese Franzmänner plötzlich eigene Ideen. Um Teil des Systems von Milton zu sein, sind sie doch verpflichtet, unsere Arbeitsmethoden zu übernehmen, nicht wahr? ... Sie werden mir sicher beipflichten, dass der Wunsch nach einer schönen Definition ohne Inhalt der eigentliche Ausdruck der französischen Seele ist, dieser Hang zum Modischen um jeden Preis.«

»Ich kaufe keine Sachen aus der Werbung«, erwiderte Frau Stein.

»Das hätte ich mir denken können, selbstredend.« Thomas betonte genüsslich jede einzelne Silbe. Immer schon hatte er es genos-

sen, in ihrer Gesellschaft hochtrabende Reden zu halten. Das war eines der sonderbaren Fundamente ihrer Beziehung: Sie tat so, als weckte sein Schwadronieren Abscheu bei ihr, dennoch blieb sie, um ihm Gehör zu schenken. Frau Stein hatte eine Seite an sich, die niemals müde wurde, über seine Geschichten zu staunen, als glaubte sie in Wahrheit nicht, dass ein Mensch wie er tatsächlich existierte.

»Alle unsere Untersuchungen haben ergeben, dass in der Arbeiterschicht in Deutschland eine Aversion gegen Werbung herrscht, und die Gründe dafür sind klar. Die Werbung zielt auf Menschen mit Geld oder auf Menschen, die glauben, dass sie eines Tages Geld haben werden, oder auf solche, die so tun, als hätten sie Geld.«

»Frau Heiselberg hat darum gebeten, dass ich einige Tage bei ihr bleibe«, verkündete sie unversehens.

»Sie phantasiert. Das ist vollkommen unmöglich, und Sie wissen das«, stieß er aufgebracht hervor. Wie sehr er Menschen verabscheute, die sich den einfachsten Tatsachen verschlossen. Jetzt fiel ihm ein, dass er sich in Gegenwart von Fremden vor zu extremen Schwankungen in seinem Verhalten hüten musste; sonst verloren sie noch den Glauben an seine Galanterie. Aber, tröstete er sich, es war ja nur Frau Stein.

»Ich werde mich nicht auf der Straße blicken lassen«, sagte sie.

»Das ändert nichts. Die Leute reden. Irgendjemand hat vielleicht gesehen, wie Sie die Treppe hinaufgestiegen sind, und wird Sie nicht wieder herunterkommen sehen. Sie sollten umgehend das Haus verlassen.«

»Ihre Frau Mutter wünscht meine Hilfe. Und ich beabsichtige, ihrem Wunsch zu entsprechen«, beharrte sie.

»Frau Stein, das steht überhaupt nicht zur Debatte! Ich habe keine Zeit, hier herumzustehen und mit Ihnen zu streiten. Außerdem werden Ihre Handtücher gerade warm, also packen Sie die bitte meiner Mutter auf die Stirn, und dann müssen Sie gehen. Ich habe es eilig, in zwei Stunden, heute Abend um sieben, treffen wir uns mit den Leuten von Daimler-Benz ...«

Aus dem Schlafzimmer hörte er seine Mutter nach ihm rufen undeilte zu ihr. »Thomas«, flüsterte sie und richtete sich unter großer

Anstrengung ein wenig auf. »Thomas, ich möchte, dass Frau Stein ein paar Tage hier bleibt ...«

»Mutter, das ist unmöglich, diese Frau bringt uns in Gefahr.«

»Thomas, mein Lieber, ich befinde mich schon seit geraumer Zeit in Gefahr«, erwiderte sie und streckte ihm ihre Hand entgegen. Er ergriff sie und streichelte ihre knochigen Finger. Und wieder stieg eine Kindheitserinnerung in ihm auf: Als Halbwüchsiger steht er vor dem Spiegel in ihrem Zimmer, immer hatte er sich von dem holzgefassten Spiegel und dem weichen, schmeichelnden Licht in diesem Zimmer verführen lassen. Seine Mutter liegt auf ihrem Bett und Frau Stein sitzt auf einem Stuhl daneben. Sie reden über ihn, als wäre er gar nicht da: »Den ganzen Tag steht der Junge vor dem Spiegel und macht die Posen von irgendwelchen Flegeln aus dem Kino nach. Alles haben wir ihm gegeben! Die Kultur wurde ihm zu Füßen gelegt. Philosophen und Musiker haben ihn unterrichtet, seinetwegen habe ich Ernst Jünger eingeladen, einen unserer größten Schriftsteller, und der Junge fragt ihn bloß, ob er schon einmal in Amerika gewesen sei ... Das Beste und Vorzüglichste habe ich ihm geboten, und er? Wird noch dem schnöden Mammon seine Seele verkaufen. Gucken Sie ihn sich an, onduliert sich die Haare wie eine Frau, treibt sich den ganzen Tag auf der Straße mit diesem Hermann Kritzinger herum, dem Sohn von diesem Betrüger, der gefälschte Patente verkauft.« Der Spiegel im Zimmer seiner Mutter hatte zwei Flügel, die sich nach rechts und nach links aufklappen ließen. So entstand eine Art stumpfes Dreieck, das die Spiegelbilder vervielfachte. Er hatte es geliebt, die Flügel zu verstellen, und schon zerflossen und verzerrten sich die Gesichter der beiden Damen. Er hatte es geliebt, die Flügel in einen Winkel zueinander zu bringen, der so viele verschiedene Gesichter wie möglich tanzen ließ.

»Thomas, das ist alles, worum ich bitte«, flüsterte seine Mutter.

Er konnte die flatterige Berührung ihrer Finger nicht länger ertragen, die das sanfte Streicheln noch in sich barg, das es nie wieder geben würde. »Ich muss zu einem Treffen, Mutter. Die Kunden haben eine Liste von Forderungen vorgelegt, die wir nicht erfüllen können. Die Zeiten haben sich geändert, die Leute hocken auf ihrem Geld,

haben Angst vor einem Krieg ...« Der Drang, von ihr wegzukommen, versetzte jeden Muskel seines Körpers in Anspannung.

Offenbar hatte seine Mutter verstanden. Sie bedachte ihn mit einem kühlen, distanzierten Blick, der ihn wieder zu einem gescholtenen Knaben werden ließ – sieh an, noch immer war er dabei, wie ein Bettler mütterliche Blicke aufzulesen –, und schloss ihre kalten Finger um seine Hand. Jetzt würde es noch schwerer sein, sich freizumachen.

»Dann gestatte Frau Stein wenigstens, so lange zu bleiben, bis du zurückkommst. Ich möchte heute nicht allein sein.«

»Wenn es denn sein muss, Mutter«, stieß er schließlich hervor.

Ein glückliches Lächeln zeigte sich auf ihrem Gesicht. Schnell gab sie seine Hand frei, und er konnte gehen.

»Wie flüchtig die Liebe Ihrer Mutter ist«, hatte Erika Gelber ihm einmal gesagt. Er verließ den Raum und stieß abermals fast mit Frau Stein zusammen, die die Handtücher fest an die Brust gedrückt hielt.

Wasser tropfte zu Boden. Indigniert warf er einen Blick darauf. Nichts ihm Gesicht von Frau Stein zeugte von Befriedigung, dennoch wusste er, dass sie sich insgeheim an seiner Niederlage erfreute.